

SWR2 Aula

Die Schwester-Beziehung – Zickenalarm oder Liebe?

Von Tilman Allert

Sendung vom: Samstag, 25. Dezember 2021, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2021

Die Schwester hassen, sie peinlich finden, sie dann aber wieder zu bewundern – das zeigt die Bandbreite und Ambivalenz der Beziehungen von Schwestern. Der Soziologie-Professor Tilman Allert beleuchtet diese psychologische Ambivalenz.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Die Schwester-Beziehung – Zickenalarm oder Liebe?“ Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Die Schwester hassen, sie peinlich finden, sie dann aber wieder zu bewundern – das zeigt die Bandbreite und Ambivalenz der Beziehungen von Schwestern. Darüber hinaus erfährt die Schwester-Beziehung ihre geradezu universale Bedeutung durch eine verschwiegene Bezugnahme auf eine dritte Frau, auf die Mutter – eine seelische Dynamik, die die legendäre, ja mythisch gewordene Solidarität unter Schwestern mit einer dauerhaften Spannung unterlegt.

Der Soziologie-Professor Tilman Allert beleuchtet diese psychologische Ambivalenz.

Tilman Allert:

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, das Jesuskind ist mittlerweile schon einen Tag alt, die heiligen drei Könige müssten sich, dem Licht folgend, auf den Weg nach Bethlehem gemacht haben. Was machen wir in dieser heiligen Zeit? Wir schicken unserer Skizze vom vergangenen Sonntag über die Bruderbeziehung noch ein kleines Übrigens hinterher, dass nämlich der historische Jesus – soweit sich die Anzahl seiner Geschwister rekonstruieren lässt – mindestens einen Bruder, Jakobus mit Namen, gehabt hat.

Mit dieser Nachdenklichkeit lassen wir es jedoch hier bewenden, denn ein ebenso schönes Thema erwartet uns heute: die Schwestern, die Beziehung unter Schwestern. Erneut haben wir es mit einer Verwandtschaftskategorie zu tun, Schwester ist die Bezeichnung für eine komplexe seelische Konstellation, der logisch, vom Begriff her, mindestens ein weiteres Kind in gleicher Generationslage entspricht, ein Junge oder eben ein Mädchen. Ferner bezeichnet Schwester so trivial wie elementar einen Status in der Autoritätsstruktur der Familie. Schwester ist, wer in Relation zu Eltern als Kind, als Mädchen nicht allein ist und mit ihresgleichen eine Untergruppe eigener Art bildet.

So einfach, doch zugleich an dieser Stelle schon enorm knifflig. Dieser Kniffligkeit, ein unermesslich vielfältiges Potenzial an seelischer Komplexität, wie sie bei Schwesterbeziehungen anzutreffen ist, wollen wir einige Gedanken widmen. Doch bevor wir loslegen können, sind zwei Vorbemerkungen vonnöten. Die eine betrifft Begriffliches, ohne dass wir auch bei den Schwestern nicht weit kämen. Erneut steht im Zentrum meiner Argumentation Sigmund Freuds Entwicklungstheorie, was denn sonst, wenn es nichts Besseres gibt. Für den Blick auf die Mädchen ergänzt um die Arbeiten einer seiner interessantesten Schülerinnen, Helene Deutsch, deren instruktive Schrift "Die Psychologie der Frau" – im jüngst erst erweiterten Sigmund-Freud-Museum in Wien ist ihr sogar ein eigenes Schaufenster gewidmet – noch heute meinen Universitätsseminaren zugrunde liegt.

A propos: Freuds jüngster Bruder Alexander, erinnert sich, wie Sigmund einst dem

sechsjährigen die Geschwisterbeziehung erläuterte, Freuds Vater heiratete bekanntlich ein zweites Mal und aus dieser zweiten Ehe gehen sechs Kinder hervor, mit Sigmund als dem Ältesten: "Schau Alexander, unsere Familie ist wie ein Buch. Du und ich sind der letzte und der erste der Geschwister. So sind wir die starken Deckel, die die schwachen Mädchen, die nach mir und vor Dir geboren sind, stützen und beschützen müssen."

Verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, mein entschlossener Bezug auf Freud wird durch dieses Zitat mitnichten erschüttert. Erstens stammt es aus einem anderen Jahrhundert, zweitens bringt es den herrlich kindlichen Stolz eines Ältesten zum Ausdruck, dessen Großherzigkeit den Jüngsten im Glanz des brüderlichen Stolzes strahlen lässt, und drittens leiten wir mit diesem Zitat über zur zweiten Vorbemerkung. Und die muss länger sein, ja, bedürfte – von der Sache her – eines eigenen Aulavortrags.

Keine Sorge, auch unsere Skizze zur Schwesterbeziehung wird nicht bei Adam und Eva beginnen, obwohl man zu den Vorkommnissen im Paradies durchaus mal eben einschieben könnte, erstes Buch Mose: Wäre das mit der Wortverdrehung der Schlange und der Frucht, die für Eva bekanntlich zum Greifen nah war, womöglich ganz anders verlaufen, hätte Eva eine Schwester gehabt? Eine Schwester, die womöglich gesagt hätte, komplizenhaft: Beeil dich Eva, ich steh Schmiere oder etwa eine Schwester, die schnurstracks zum Herrgott gelaufen wäre, um den Ungehorsam ihrer Schwester zu petzen?

Spekulationen, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, so spannend ein solcher Gedankenflug sein mag, belassen wir es dabei. Begeben wir uns mit einem Riesensprung in die heutige moderne Zeit. Nichts ist seit Beginn der Moderne, seit der Entkoppelung von Familie und Verwandtschaft, seit der Entmachtung der Alten einem derart dramatischen kulturellen Wandel unterworfen wie Vorstellungen über die Identität der Frau. Voraussetzungen und Folgen dieses Wandels sind überhaupt noch nicht angemessen auf den Begriff gebracht – derzeit sind allerorten die Diskriminierungsantennen weit ausgefahren, was hingegen die Reflexion auf das Ausmaß der Veränderungen im Bild der Frau eher verstellt. Die Welt um uns herum brennt, und wir gendern, steril und aufgeregte dieses und jenes, koste es, was es wolle. Das gilt es hier nicht zu beklagen, vielmehr als eine Evidenz zu behandeln. Dafür gibt es historische Gründe: Der kulturelle Wandel, den wir Zeitgenossen einzig darin verspüren, dass sich kaum merklich unsere Angemessenheitsvorstellungen verschieben, ist erheblich und wirft seine Schatten, auch auf die Beziehung unter Schwestern.

Worum geht es? In der modernen Gesellschaft ist so gut wie unmöglich geworden, den Lebenszyklus einer Frau ausschließlich über die Mutterschaft zu rechtfertigen. Frauen sehen sich vor die Herausforderung gestellt, im eigenen Identitätswurf Weiblichkeit und berufliche Praxis unter einen Hut zu bringen. Die institutionalisierte öffentliche Kindererziehung kommt dieser Lebensanstrengung entgegen. Der Staat tut das Seine, dieser Herausforderung gerecht zu werden. Rund um die Uhr Versorgung von Kleinkindern und Babys steht auf den Programmen der politischen Parteien, die Professionalisierung der Kindergartenerziehung schreitet voran – Erzieherinnen wiegen Babys in den Schlaf, das Wechseln der Windeln gehört zu deren Alltag, kurzum die Sogkraft der Gleichheitsidee verschafft der Frau einen Platz in der

Berufswelt und damit dem Anspruchsspektrum der Leistungsgesellschaft.

Das mutet der Frau den Spagat von Beruf und Familie zu, tagtäglich verklärt zu einem leicht und locker anzunehmenden Auftrag – die meisten kennen diesen Sound. Elternschaft impliziert systematisch ja immer schon Abgabe und Verzicht auf Optionen. Töricht, wer das leugnen wollte. Dergleichen Vorgänge werden zurecht als Erfolg eines kulturellen Emanzipationsprozesses gedeutet, wenngleich sie in hohem Maße dem profanen Umstand geschuldet sind, dass aufgrund einer Schrumpfung der Rentenversorgung die Beteiligung der Frau an dem rein ökonomischen Unterhalt der Familie geradezu unabdingbar geworden ist. Viel mehr wäre dazu zu sagen. Versuchen wir nun, die Signatur der Zeit, also den enormen Modernisierungsschub im Geschlechterverhältnis auf die Lebenssituation von Schwestern zu projizieren. Und so zeigt sich in aller Deutlichkeit die innere Spannung, die unter Schwestern entsteht. Eine Spannung, bei sich die angesprochene historische sowie diesystematische Dimension überlagern.

Bleiben wir in der Logik der Freudschen Vorstellungen, dann steht das Mädchen in seiner Entwicklung zunächst vor einem nämlichen Problem wie ein Junge. Die für seine Entwicklung strukturbestimmende Referenz, sagen wir etwas altertümlich sein Vorbild, ist zum einen die Mutter, aber dieser Bezugnahme auf die Mutter ist nolens volens beigesellt die affektive Konkurrenz zur Mutter als der Geliebten des Vaters. Die Mutter steht im Fokus der Aufmerksamkeit, aber mit Blick auf den Vater – wir stoßen hier also auf dieselbe Figur einer Leidenschaft, die in der Identifikation mit der Mutter im Grunde dem Vater gilt, um ihn wirbt, ihn bezirzt, aber eben gekonnt auf der Klaviatur des mütterlichen Zugangs zum Vater gespielt.

Freuds großer Gegenspieler Carl Gustav Jung hat diese den Jungen parallele elementare Zuneigung durch die Idee eines sogenannten Elektrakomplexes ziemlich verunklart, das sei hier nur erwähnt, das führt hingegen in die Irre: Sagen wir es, als wären wir in einem kraftvollen Schauspiel von Shakespeare: nicht gleich Mord wie in der Drastik der Bühnenstücke, aber den Töchtern obliegt es, die Mutter zu überwinden. Diese seelische Quadratur des Kreises bleibt dem Mädchen nicht erspart. Sie werden selbst, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, leicht ergänzen können, wie es nun weitergeht: Im Falle von Schwestern dringt eine weitere affektive Konkurrenz auf eine Lösung: Wie gültig, wie stimmig und wie entschlossen nehmen die Schwestern untereinander die Aufgabe wahr, die Mutter zu überwinden? Sie beäugen sich wechselseitig daraufhin, wie dies der einen im Vergleich zur anderen gelingt.

Wieso das einerseits dem Entwicklungsproblem des heranwachsenden Buben ganz ähnlich, andererseits hingegen eine folgenreiche Akzentsetzung erfährt, machen wir uns klar, indem wir noch einmal für einen kurzen Moment an das Eingangszitat des jungen Sigmund Freud und dem Bild von den zwei Deckeln eines Buchs denken. "Schwache Mädchen", wie es der pubertierende mit einem Schuss Überheblichkeit formuliert, dergleichen hat in den Identitätswürfen heutiger Mädchen und Frauen keinen Platz. Alle Deutungsangebote früherer Zeiten, die Antworten auf die Frage bieten: „Wer bin ich und wer möchte ich sein?“ gewohnte, tradierte Vorstellungen vom Vermögen, von charakterlichen Qualitäten, die eine Asymmetrie zwischen Jungen und Mädchen behaupten, sind erloschen und haben an Geltungskraft eingebüßt. Was bleibt, das wäre das typisch Moderne an der Moderne, ist das Entfalten eines

Einzigartigkeitsentwurfs der Person.

So weit so gut. Auch hieraus ließe sich auf eine Sondersituation des Mädchens noch nicht schließen. Allerdings tritt bei Mädchen, die zur Frau heranwachsen, eine Konfrontation eigener Art mit der weiblichen Geschlechtsidentität hinzu, die von erheblicher Wirkung ist und radikal unterschieden ist vom Jungen, auch wenn der gleichfalls seine Last mit der Pubertät bekommt. Was hier der menschlichen Natur als eine List eingefallen ist, ist das Einklagen der Generativität, der Möglichkeit, Mutter zu werden, und dieses nicht etwa über ein lastendes moralisches Diktat, vielmehr über die unhintergehbare Evidenz der Monatsregel, die sich mit Wucht im Alltag des jungen Mädchens bemerkbar macht. Nur in einer Seitenbemerkung kann ich auf die insgesamt törichten Theorien verweisen, die es mit dem sogenannten Konstruktivismus, eine Perspektive, die für meine Disziplin zum täglich Brot gehört, zu doll treibt und ernsthaft behauptet, Geschlecht sei nicht mehr als eine soziale Konstruktion, ein Label, das man annehmen oder ablehnen könne, so wie man eine Mütze auf- oder absetzt. Ich kann mir den Wutschrei derer vorstellen, die nun rufen werden: typisch Mann. Aber Unterschiede in der leiblichen Konstitution des Mannes und der Frau und die der gattungstypischen Differenz aufsitzenden unterschiedlichen seelischen Dispositionen zu leugnen, halte ich für kühn, gelinde gesagt.

Aber zurück zu den Schwestern: Die affektive Dynamik unter ihnen spiegelt nun nicht einfach die Konkurrenz um das Einholen bzw. Überholen der Mutter in der Beziehung zu einem Mann, dem sie Kinder schenkt, vielmehr die komplizenhafte Rivalität in der Vermeidung genau eines Identitätsentwurfs, der auf Mutterschaft ausgerichtet sein kann. Anders als bei Jungen entsteht bei der Schwesterbeziehung somit ein Überbietenwollen der Sorge, für die die Mutter steht, ein im Zaumhalten, ausgebremst, gegengesteuert durch einen geradezu gegenteiligen Impuls der ausdrücklichen Sorgedistanz, zwei Strebungen, die sich heftig widersprechen und im Übrigen nicht selten in der Albernheit für vorübergehende Entlastung sorgen. Und wer weiß, möglicherweise liegt hierin einer der tiefgreifenden Gründe dafür, dass in modernen Gesellschaften zwar nach wie vor Kinder zur Welt gebracht werden – Untergangsszenarien a la "Die Deutschen sterben aus" oder ähnlichem Kokolores sind überhaupt nicht angebracht – doch der Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes rückt im Lebenszyklus der Frau weiter nach hinten. Mehr nicht, aber auch nicht weniger.

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, auch in der Skizze zur Schwesterbeziehung soll Platz bleiben fürs Erzählen und auch hierzu möchte ich sogleich hinzufügen, die schönsten Geschichten zu Schwestern schlummern in Ihrer aller Gedächtnis. Sie warten darauf, erinnert zu werden. Ein anderer Typus von Erzählung, auf den wir häufig und gern zurückgreifen, das Märchen nämlich, bleibt zu unserem Thema eigentümlich stumm. Womöglich ist Ihnen längst die Geschichte vom Aschenputtel eingefallen, aber so schön auch dieses Märchen ist, enthalte ich mich der Deutung. Es gibt zwar zwei Schwestern, jedoch nimmt die Beziehungsdynamik untereinander Fahrt auf durch die Position einer dritten, der Stiefschwester. Wir haben nicht die Zeit, uns derart aufregenden Besonderheiten zu widmen. Aber es gibt noch einen Grund zu zögern. Im Märchen, in beinahe allen Märchen, endet die Reihe der Lebensprüfungen – darum geht es ja meistens – beim Prinzen, beim Königssohn, der Hochzeit. Der Statuswechsel aus der Armut in den Reichtum, von der Hütte in den Palast – typisch für ein happy end in einer Zeit, in der die Lebenssituation der Menschen durch starke Not bestimmt war.

Unsere Zurückhaltung gegenüber dem für Märchen an sich typischen Füllhorn von Lesarten liegt genau darin begründet, dass die Generativität ausgeklammert wird, also für unser Thema eher eine Fehlannonce zu vermelden ist – kein Wunder, wenn wir an Kinder als die typischen Adressaten für dieses Textformat denken, mithin ein Lebensalter, in dem der Trieb noch nicht gerichtet ist, in der schönen Formulierung Sigmund Freuds.

Sehr geehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, sollten Sie in Sachen Schwesterbeziehungen mit eigenen Gedächtnisgrabungen womöglich auf dem Schlauch stehen, dann erlauben Sie mir abschließend zwei Hinweise, wiederum einen – wie bei den Bruderbeziehungen – aus der Literatur, den anderen aus dem prallen Leben. Die Schriftstellerin Nora Bossong, für ihre Arbeiten in jüngster Zeit mit mehreren Preisen ausgezeichnet, schildert in ihrem Roman „36,9 Grad“ die Geschichte einer komplexen Beziehung dreier Schwestern zu dem italienischen Schriftsteller und Journalisten Antonio Gramsci. Gramsci war Mitbegründer der kommunistischen Partei Italiens und eine Zeitlang Abgeordneter im italienischen Parlament. Während seiner Zeit im Gefängnis schreibt es philosophische Texte, legendäre Manuskripte, die als sogenannte Gefängnishefte bekannt geworden sind, ja geradezu Kultstatus unter philosophisch interessierten jungen Leuten genießen.

Aber als aufregend und in der Tat romanreif erweisen sich die Beziehungen unter drei Schwestern, Julia, Tatjana und Eugenia Schucht, Töchter aus einer russischen großbürgerlichen Familie, die revolutionsbedingt das Land verlassen hatten und in Italien ansässig wurden. Die Schwestern beginnen dort eine musikalische Ausbildung, bei gleichzeitiger hoher Identifikation mit kommunistischen Idealen von einer besseren Welt, die im Lebensstil der Familie, eine großbürgerliche Großzügigkeit wie von selbst eingelöst sind, insbesondere von der Mutter – auch mit der Folge, dass die Familie die Emigration zunächst in die Schweiz, dann nach Italien, rückgängig macht und wieder nach Russland zieht.

Im Zuge der Rückkehr der Familie nach Moskau in den 30er-Jahren, entspinnt sich eine affektive Konkurrenz der drei Schwestern um die politische Selbstmission des bewunderten Intellektuellen, der in Rom inhaftiert ist. Julia, die Gramscis Ehefrau wird und mit der er eine Familie mit zwei Kinder gründet, und die wie ihre Schwester Eugenia in Moskau eine exemplarische Parteisoldatin wird, erfährt in ihrer Schwester Tatjana eine Art affektive Stellvertretung. Tatjana, die als Einzige die Neuansiedlung im kommunistisch beherrschten Russland verweigert, versorgt in heißer Liebe den im Gefängnis sitzenden Gramsci, ihren Schwager, im Neid auf die Schwester Julia, die die Ehefrau geworden war. Geradezu eine Substitution. Die legendär gewordenen Verstrickungen, die hier gar nicht im Einzelnen weiter zu verfolgen sind, entstehen in einer Schwesterkonstellation, die auf das Überbieten in der Sorge gegründet ist – eine im Ganzen unerhört aufregende Geschichte von Liebe und Zuneigung im Horizont einer schwesterlichen Solidarbeziehung.

Mit unserem zweiten Beispiel bleiben wir in Italien. Die Geschichte, die auch hier nur in Andeutungen zu erzählen ist, und im anregen mag, mit einer eigenen Sonde den Ball aufzunehmen, spielt in Rom. Wir blättern dazu in den Glanzseiten des Luxusherstellers Fendi. Die Geschichte beginnt just in dem Zeitraum, in dem wir unter vollkommen anderen Vorzeichen die Sorge-Konkurrenz der Schucht-Töchter um den

revolutionären Helden Antonio Gramsci verfolgt haben.

Gemeinsam jenseits des zufälligen Gleichheit des Zeitraums ist der Milieuhintergrund. Auch hier handelt es sich um eine wohlhabende Familie – warum nicht? Nach all dem, was wir über die gleichsam elementare seelische Bedeutung der Geschwister in der Autoritätsstruktur der Eltern-Kind-Beziehung gesagt haben, sei noch einmal daran erinnert, dass der Dynamik seelischer Prozesse kein Milieu entgeht, völlig wurscht, ob wir uns in den Milieus der Armut oder denen des Reichtums bewegen. Das Unternehmen Fendi, gegründet im Jahre 1925 und spezialisiert auf Pelzmode, mag in Deutschland vergleichsweise vertraut sein durch den Umstand, dass niemand anderes als der legendäre Modeschöpfer Karl Lagerfeld von 1965 bis zu seinem Tod im Jahre 2019 als Chefdesigner der Fendi-Damenkollektionen beschäftigt war.

Geschwistertheoretisch faszinierend an der Familie Adele und Edoardo Fendi – die Eltern heiraten im Jahr 1925 – sind fünf Töchter, die in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sowie kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs zur Welt kommen. Von der quantitativen Bestimmtheit hatten wir in der Sendung über die Bruderbeziehung gesprochen und mit Soziologen Georg Simmel gesehen, wie die rein zahlenmäßige Zusammensetzung einer Gruppe, hier also der Familie, das seelische Gesamtgefüge folgenreich beeinflusst. Bei den Fendi-Töchtern nimmt die angesprochene Überbietungslogik und die Konkurrenz der Schwestern im Horizont einer geschwisterlichen Solidarität eine beeindruckende Gestalt an. Alle fünf repräsentieren je unterschiedliche Produktparten, Pelze, Schmuck, Handtaschen, alles, was manchen lieb und deshalb nicht teuer genug sein kann, sowie Funktionsbereiche des international tätigen Modeunternehmens. Damit lösen sie den Sinnraum unternehmerischer Initiative, insbesondere dabei das Vermächtnis der eigenen Mutter Adele ein, konkurrent untereinander und zugleich im für alle verpflichtenden Bezug auf den wirtschaftlichen Erfolg.

Lassen Sie sich, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer von dem Beispiel der Fendi-Töchter um Himmels willen nicht zu dem schnellen Urteil verleiten, Lebensprobleme auf hohem Niveau, hat mit der Realität der Normalsterblichen gleichsam nichts zu tun. Unsere Perspektive huldigt weder dem Reichtum noch eignet sie sich dazu, dem Gegenteil, den Armutsmilieus ein besonderes Privileg zuzuschreiben. Die seelischen Konstellationen, die wir in unserer Revue der Bruder- und Schwesterbeziehungen wahrhaftig nur haben anreißen können, sind ubiquitär, tauchen überall auf. Und warum? Weil über sie die menschliche Identität an Kontur und Gestalt gewinnt, im Blick auf das eigene Geschlecht wie im Blick auf das Andere, den Anderen und die Andere.

Kommen wir zum Schluss: Soviel Aula kann es gar nicht geben, wollten wir unsere Betrachtung auf Bruder-Schwester, Schwester-Bruder-Konstellationen ausweiten und dazu auch noch die, die bei unterschiedlichen Altersabständen, bei Stief und Patch entstehen mögen. So aufschlussreich das wäre, so unüberschaubar würde es und wir verlören den Überblick. Gibt es, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, nach all dem, was wir zu der wohl folgenreichsten Beziehungsdynamik gehört haben, – zur "Milchgenossenschaft", wie der große Max Weber es in etwas skurriler Semantik, aber doch zutreffend, einmal genannt hat – gibt es in der Geschwisterturbulenz überhaupt eine Position, die – sagen wir – seelisch komfortabel ist? Die es gleichsam ermöglicht, sich um das Gebot, die Eltern, Vater oder Mutter, Vater und Mutter, zu

überwinden, herumzudrücken. Gibt es ein Boot, mit dem sich's als Oedipus oder Elektra irgendwie an den Eltern vorbeisegeln ließe, mit prallem Segel und teuflisch schnell oder das Segel verklemmt eingerollt und beinah im Tauchgang urchs stille Gewässer? Nein, Sie wissen es längst. Eine solche Position gibt es nicht und wer unter Ihnen bei all dem Gezerre, bei dem wie Pech und Schwefel Zusammenhalten, wie unter Geschwistern üblich, gedacht hat: betrifft mich nicht, bin Einzelkind, über das wir ja noch kein Wort verloren haben, der oder die weiß es längst. Die Position der Vermeidung der Trauer, der Prozess des Abschieds von den Eltern, das Los der Überbietung bleibt niemandem erspart – und, ein solcher ewig unverfügbarer Weg des geringsten Widerstands gegen die Anforderungen der Realität, zählt zu dem Schönsten, was die Menschheitsgeschichte so an Kalamitäten zu servieren hat.

Ob Brüder oder ob Schwestern, ob Junge oder Mädchen, im Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern drängelt die Frage nach der Generativität, nach der Zeugung, nach dem, was neu sein wird, nach dem Geben und dem Empfangen, und diese – es nicht übertrieben zu sagen Schicksalsfrage – brodelt zugespitzt in der Beziehung unter Geschwistern, unter Schwestern. Ja, noch die entschlossensten Verfechterinnen des Alleinseins nehmen in dem, was sie kultivieren, Bezug auf ein Gegenüber, dem sie eine Absage erteilen. Niemand steht an, darüber zu urteilen. Im Gegenteil, ist nicht auch die Lebensform der Single genannten Menschen nicht mehr als der Ausdruck einer Vielfalt der Daseinsführung, in denen Menschen sich einrichten und ihren Lebensfaden spinnen? Es ist die Vielfalt, die wir bewundern, es ist die Vielfalt, die die Utopien der Menschheit gern der Geschwisterbeziehung entnehmen und verklären – Vielfalt ist den Menschen nicht geschenkt, selbst für ihre Erhaltung müssen wir Sorge tragen – das wäre ein Vorsatz fürs bevorstehende neue Jahr. Ich danke für Ihr Zuhören, meine besten Wünsche für das kommende Jahr.
